

Liebe Gemeinde,

in der Vorbereitung für diese Ansprache gab es ein kurzes Gespräch mit Mitgliedern der Katholischen Hochschulgemeinde. Während dieses Gespräches fragte mich eine Studentin „Herr Holle, ist das Evangelium nur so ein Text für Sie wie jeder andere Text auch oder verbinden Sie damit auch etwas Persönliches?“

Die Frage hat mich etwas überrascht und dann nachdenklich gemacht, wieso dieser Eindruck bei der Studentin entstehen konnte. Er hat sicherlich damit zu tun, dass ich beruflich viel mit Texten und Textinterpretation zu tun habe und diese systematische Arbeit an Texten prägt sicherlich mein Lesen und Verstehen von Texten mit. Das bedeutet nun aber nicht, dass dadurch die Einzigartigkeiten einzelner Texte verloren gehen; durch eine systematischere Textanalyse möchte man ja Texte in ihren Einzigartigkeiten besser erkennen und die Texte und sein eigenes Textverständnis besser verstehen.

Aber die Studentin meinte wohl noch etwas anderes. Sie ist daran interessiert nicht nur zu erfahren, was an dem heutigen Evangelium alles festzustellen ist, sondern vor allem daran, ob ich sagen kann, wie ich zu diesem Text als einem religiösen Text stehe und ob er mich in meiner Religiosität oder in meiner Spiritualität beeindruckt oder beeinflusst hat. Vielleicht gelingt es mir mit dieser Ansprache auch auf diese Intention in der Frage der Studentin eine Antwort zu geben.

Wir gedenken am heutigen Sonntag der Taufe Jesu und haben aus dem Evangelium eine kurze Schilderung dieses Ereignisses gehört. Im Lukasevangelium laufen in der Schilderung der Taufe Jesu vor allem zwei verschiedene Erzählstränge zusammen. Der eine Strang ist die Lebensgeschichte Johannes des Täuflers und der andere Strang ist die Lebensgeschichte Jesu. Beide Männer sind zum Zeitpunkt der Taufe Jesu etwa 30 Jahre alt. Beide Männer sind miteinander verwandt und von beiden wird berichtet, dass Engel ihre Geburt angekündigt haben und sie etwas Außerordentliches vollbringen werden. Johannes wird „vom Volk Israel viele zu dem Herrn, ihrem Gott, bekehren.“ Er wird Jesus vorangehen, der „groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden wird. Er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben.“

Über Johannes erfahren wir, dass er die Taufe als Buße zur Vergebung der Sünden predigt und zur Umkehr aufruft. Wir erfahren weiterhin, dass er dies im Bewusstsein tut, nicht der erwartete Messias zu sein, sondern um diesem den Weg zu bereiten. Die Taufe des Johannes verlangt von denjenigen, die sich taufen lassen, die Einsicht in die Fehlerhaftigkeit ihrer bisherigen Lebensführung. Sie eröffnet ihnen die Möglichkeit zu einem neuen Anfang, der durch eine bewusster Verantwortung dafür geprägt ist, wie man mit seinen Mitmenschen umgeht. Diese besondere Verantwortung für die Art der Lebensführung scheint mir ein zentrales Merkmal auch des Sakramentes der Taufe zu sein, das wir alle hier empfangen haben. Mit der Taufe geschieht ein Abwaschen der Erbschuld oder der Erbsünde, den menschlichen Erkenntnisdrang sozusagen mit unläutereren Mitteln auszudehnen, „um wie Gott sein zu können und zu wissen, was gut und böse ist“. Diese Erkenntnisfähigkeit haben wir durch den Sündenfall gewonnen, allerdings um den Preis auch erkennen und wissen zu müssen, dass wir sterblich sind, und wir eben nicht alles erkennen und wissen können.

Im Sakrament der Taufe wird die Schuld, die mit der Möglichkeit zum Erkennen des Guten und Bösen verbunden war, abgewaschen und ein neuer Anfang gesetzt, mit diesem Erkenntnisvermögen verantwortlich umzugehen. Diesen Bruch mit einer Schuldtradition und die neue Qualität, welche dem menschlichen Bewusstsein dadurch



zukommt, habe ich immer als die im Grundsatz optimistische Basis des christlichen Glaubens insgesamt und des katholischen Glaubens insbesondere wahrgenommen.

Allerdings scheint es nicht so einfach zu sein, wie ich es eben mit Blick auf die optimistische Basis dargestellt habe. Erinnern wir uns daran, was das Lukasevangelium zur Lebensgeschichte Jesu bis zu seinem ersten Wirken in Galiläa anführt.

Wir alle kennen über seine Kindheit und Jugend die Ereignisse, die seine Empfängnis begleitet haben, die wunderbaren Geschehnisse bei seiner Geburt, die Weissagungen von Samuel und Hanna bei seiner Beschneidung und sein Auftritt mit 12 Jahren im Tempel zu Jerusalem, bei dem er die gelehrten Ausleger der Schrift durch die Art seiner Fragen und Antworten in Erstaunen setzt. Die weitere Jugendzeit Jesu fasst Lukas mit den Worten zusammen: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Die Taufe Jesu bildet den Abschluss dieser Reifungs- und Reifezeit. Nach der Taufe ist er nach meinem Eindruck jemand anders, indem er während seines Gebetes nun Gewissheit erlangt über seine Berufung als Messias und seinen Status als Sohn Gottes. Die sieben Gaben des heiligen Geistes – also Weisheit, Vernunft, guter Rat, Stärke, Wissen, Frömmigkeit und Gottesfurcht – und die Bestätigung, Gottes Sohn zu sein und sein Wohlgefallen zu haben, werden sein künftiges Predigen prägen.

Die Taufe Jesu stellt somit auch einen Beginn dar, indem sie sein Selbstverständnis, sein Glaubensverständnis, seine Berufung als Erlöser und sein künftiges Handeln und Wirken auf eine zweifelsfreie Basis stellt, die durch den Heiligen Geist und die Stimme des Vaters aus dem Himmel beglaubigt ist.

Alle vier Evangelisten berichten über die Taufe Jesu; sie unterscheiden sich neben verschiedenen Details vor allem dadurch, dass sie es nahe legen oder offen lassen, ob auch alle Umstehenden oder nur Johannes der Täufer oder nur Jesus selbst den Herabstieg der Taube gesehen und die Stimme aus dem Himmel gehört haben.

Ich persönlich ziehe die am wenigsten ohren- und augenfällige Variante vor, weil es für den Glauben daran, dass Jesus Gottes Sohn ist und seine Botschaft eine gute Botschaft ist, keines empirischen Beweises oder anschaulicher Zeichen bedarf. Dies glaubt man und bekennt es oder bezweifelt es und orientiert sich anderweitig.

Ich halte auch außerhalb religiöser Kontexte das Glauben für eine besondere menschliche Erkenntnisfähigkeit, die gegenüber immer auch anders denkbaren, erklärbaren und nicht erklärbaren Zusammenhängen einen sicheren Punkt hervorbringt, von dem aus die eigene Lebensauffassung und die Art des Zusammenlebens mit anderen Menschen, die Erklärung der Welt sinnvoll gehalten werden können. Die Außerordentlichkeit des Glaubens sehe ich darin, dass es sonst übliche und im täglichen Leben ja durchaus erfolgreiche Arten des Erkennens und Meinens überschreitet und es in einem besonderen Maße dem Zweifel und der Versuchung ausgesetzt ist.

Die Evangelien thematisieren diese Besonderheit des Glaubens, indem sie im Anschluss an die Taufe Jesu von seinem 40tägigen Aufenthalt in der Wüste und von den Versuchungen berichten, die ihm der Teufel aufgegeben hat. Unter sehr allgemeinen Gesichtspunkten scheint es mir im Kern um die Versuchung zu gehen, dass Jesus seine Allmächtigkeit, die sich aus der durch den Heiligen Geist gespendeten unbegrenzten Erkenntniskraft und aus der beglaubigten Gewissheit speist, Gottes Sohn zu sein, nicht durch Demonstrationen dieser Allmächtigkeit als solcher wieder in Frage stellt.

Wer nur aufgrund ungewöhnlicher empirischer Beobachtungen eine spirituelle Tatsache als eine Tatsache anerkennen möchte – „Wenn du Hunger hast, dann verwandle doch Steine in Brot, wenn du Gottes Sohn bist“, höhnt der Teufel – benötigt keinen Glauben mehr; seine Spiritualität ist ihm abhanden gekommen. Dies ist eine der Folgerungen, die ich aus dieser Versuchungsepisode gezogen habe.

Eine andere Folgerung wäre noch wesentlich dramatischer. Hätte Jesus der Versuchung nachgegeben und seine Allmächtigkeit allein aus dem Grund demonstriert, um nachzuweisen, dass er tatsächlich der Sohn Gottes ist, dann hätte er damit gleichzeitig demonstriert, dass er nicht nur an sich selbst, sondern auch an Gott gezweifelt

hätte. „Du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen“, ist stattdessen seine Antwort auf dieses Ansinnen und der Evangelist Lukas führt aus, dass danach der Teufel von ihm zumindest „eine Zeitlang“ gewichen sei.

Das Glauben und das Zweifeln an dem, was man glaubt oder auch glauben soll, stehen in einem engen Zusammenhang. Ich habe aus der Beschäftigung mit dem Evangelium des heutigen Tages gelernt, dass zum Glauben die Überwindung des Zweifels gehört, dass diese Überwindung aber eine besondere Herausforderung darstellt, weil es offensichtlich nicht damit getan ist, dass man fest und unerschütterlich an etwas glaubt, sondern die Herausforderung besteht für mich eher darin, Verantwortung für seine Zweifel zu übernehmen und das Überwinden der Zweifel als einen unabschließbaren Prozess aufzufassen, in dem es manchmal glückliche Momente gibt, in denen eine Gewissheit überwiegt, doch das Richtige getan, sich vorgestellt, gedacht oder auch geglaubt zu haben.

Es gibt neben der Verantwortung und der Herausforderung, die mit der Taufe verbunden sind, einen weiteren Gesichtspunkt für das Glauben, den ich aus der Beschäftigung mit dem heutigen Evangelium gewonnen habe, und zwar der Umstand, dass ein gelebter Glauben eine Form dialogischer Kommunikation und nicht nur ein Zur-schaustellen oder eine Konzentration auf sich selbst darstellt.

Dieser Gesichtspunkt knüpft zunächst daran an, dass Jesus die göttliche Beglaubigung, der Sohn Gottes zu sein, während eines Gebetes widerfährt und dass die Versuchungen, denen er widersteht, ihm von einem Gegenpart gestellt werden. Diese beiden sehr gegensätzlichen Ereignisse stellen die Evangelisten jeweils in Form einer dialogischen Situation dar, denn auch das Gebet ist ein Dialog, wenn auch ein sehr intimer.

Dieser Gesichtspunkt hat weiterhin damit zu tun, dass das nach seiner Taufe und den widerstandenen Versuchungen nun einsetzende Wirken Jesu in den verschiedenen Städten und Dörfern immer durch die mündliche Rede geprägt ist. Er wird gefragt und er antwortet; er liest aus der Schrift etwas vor und er erklärt diese Stelle; er sieht die Erwartung vieler Menschen und er spricht zu ihnen.

Aus all diesem erscheinen mir zwei Gedanken besonders wichtig. Der erste Gedanke ist, dass auch das Glücken des individuellen Glaubens nicht eine Angelegenheit ist, die allein der jeweiligen Person zuzuschreiben ist, sondern erst dann in Erscheinung treten kann, wenn der Vorrang der jeweils eigenen Vorstellungen, Wünsche und Absichten in der Hinwendung zu einer Antwortgebenden Person in den Hintergrund tritt.

Der zweite Gedanke ist, dass die im Gebet angelegte dialogische Struktur auf das Zusammenleben mit anderen Menschen insgesamt übertragen werden kann und auch sollte.

Sie kann übertragen werden, weil in einem Dialog mehr passiert, als dass Wörter und Sätze gesagt und verstanden werden. Im Dialog geht es um das Herstellen und das Bewahren von Intersubjektivität, d.h. um das Herstellen und Bewahren der Sicherheit, dass man noch über dasselbe spricht und die anderen verstehen, was man meint.

Sie sollte übertragen werden, um die Kraft, die dem Glauben und der eigenen Perspektive innewohnen kann, in seiner Ambivalenz würdigen zu können. Diese Kraft kann Menschen dazu führen, mit sich selbst und ihren Mitmenschen und ihrem Gott ins Reine zu kommen; sie kann sie auch dazu führen, dass sie unduldsam werden und anderen Menschen einen bestimmten Glauben, eine bestimmte Weltanschauung, eine bestimmte Lebensweise aufzwingen wollen.

In solchen Fällen geht die Intersubjektivität verloren und es ist häufig zu beobachten, dass die Beteiligten einer bestimmten Versuchung nicht widerstehen können, nämlich der Versuchung, eine verliehene oder erworbene Macht in Handlungen zu überführen, die nur auf die Demonstration dieser Macht abzielen. Dieser Versuchung, einen Dialog gar nicht erst aufzunehmen oder vorzeitig abbrechen, um vielleicht etwas einfacher durchsetzen zu können, unterliegen wir sehr leicht.

Natürlich gehört es zur Elternrolle, dass sie ihren Kinder auch sagen, was sie tun oder lassen sollen, und dass sie darauf achten, dass Regeln eingehalten werden. Besteht aber der einzig durchgängige Gesichtspunkt darin, die Regeln um ihrer selbst willen und das heißt um der elterlichen Macht willen durchzusetzen, kann die Liebe nur sehr schwer zum Ausdruck kommen.

Natürlich gehört es zur Rolle einer Lehrerin oder eines Lehrers, die Arbeiten von Schülerinnen und Schüler zu beurteilen und zu benoten. Ist das Benoten aber vornehmlich auf das Vermeiden von Disziplinlosigkeiten bezogen, dann wird dadurch zwar die Macht der Lehrerinnen und Lehrer demonstriert, aber ihre Autorität wird in Mitleidenschaft gezogen.

Natürlich gehört es zur Rolle und zu den Befugnissen eines Aufsichtsrates oder eines Präsidiums, auch unangenehme Entscheidungen zu treffen. Gibt es aber keine Transparenz darüber, nach welchen Gesichtspunkten diese Entscheidungen getroffen worden sind, dann mutiert ein solches Unternehmen unter der Hand zu einer reinen Zweckgemeinschaft.

Möge der heilige Geist uns mit seinen sieben Gaben helfen, auf die Wirksamkeit des Dialogs zu vertrauen und die Entwicklungen zu erkennen, die sich ergeben können, wenn zwei oder mehr Menschen sich nicht nur über etwas auseinandersetzen, sondern wenn zwei oder mehr Menschen sich etwas auseinandersetzen.